

in die benachbarten Kurdengebiete flohen.

Das Beispiel Irak zeigt, dass ein sicheres Leben für die in der Region verbliebenen christlichen Minderheiten nur durch die Entstehung starker demokratisch strukturierter Staaten gesichert werden kann. Der arabische Umbruch bietet dazu eine Chance, da dieser in einem überschaubaren Zeitraum sicherlich neue Herrschaftsstrukturen hervorbringen wird. Ob diese mehr Freiheit und Demokratie für die religiösen Minderheiten bringen werden, ist jedoch ungewiss. Allerdings ist klar, dass sich die despotischen, korrupten, autoritären und vorindustriellen Regierungen des Orients in der Globalisierungsphase nicht mehr an der Macht halten können, wenn sie nicht grundlegenden Werten der Demokratie, wie dem Schutz religiöser Minderheiten, nachkommen.

Darüber hinaus müssen in allen Nationalstaaten, stärker demokratisch strukturierte Bürgergesellschaften entstehen,

in denen – bei allen Differenzen im Religiösen oder Weltanschaulichen – wirkliche Gleichberechtigung einen Platz hat. Ist das nicht der Fall, wird der Exodus weiter gehen, nicht nur in den durch Krieg und Bürgerkrieg besonders gezeichneten Ländern wie Irak, Syrien und Jemen, sondern selbst in Ländern wie Jordanien, wo die Lage vergleichsweise günstiger ist.

Das vollständige Verschwinden der Christen aus den Ländern des Nahen Ostens wäre ein großer Verlust: Dort waren sie immer, vor allem in modernen Zeiten, ein Antrieb der Erneuerung und des Fortschritts. Außerdem fungieren sie als Bindeglied zwischen der islamisch-orientalischen und der christlich-westlichen/säkularisierten Welt. Ihre Bedeutung als potenzielle oder aktive Vermittler zwischen beiden Welten kann kaum hoch genug geschätzt werden. Ohne seine christlichen Minderheiten wäre der islamische Orient ein gutes Stück ärmer.



Kenan Engin

ist promovierter Hochschuldozent an der Fachhochschule Mainz und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bonner Institut für Migrationsforschung. Forschungsschwerpunkte: Konflikte und Migrationsbewegungen im Mittleren Osten.

engin.kenan@lba.fh-mainz.de

Klaus Harpprecht

Die Glosse: Die Wahrheit nimmt sich (Die) Zeit

Zwei Jahrzehnte zeichnete Karl Heinz Bohrer als Herausgeber der Monatshefte *Merkur*, die von den Gründern Joachim Moras und Hans Paeschke 1947 mit dem Untertitel »Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« in die Welt geschickt wurden, verantwortlich. Bohrer, der die Erbschaft 1984 übernahm, schrieb und redigierte mit staunenswerter Beharrlichkeit über die geistige und politische Weisung der

Väter des Blattes hinweg. Der Untertitel, der seinen Richtwerten angemessen gewesen wäre, hätte – wie rasch erkennbar wurde – »Deutsche Zeitschrift für national-ästhetische Denkspiele« heißen müssen. Dass er von der Idee und der Konstruktion der Europäischen Gemeinschaft nach den Plänen von Jean Monnet nichts hielt, verbarg er nicht, obschon er das klare »Nein« lieber mied. Oder in akademische

Sprachgirlanden hüllte, die so komplex waren, dass ihm am Ende seiner Endlos-Sentenzen kaum mehr deutlich sein konnte, was er in Wirklichkeit sagen wollte. In seinem ZEIT-Stück vom 10. Juli 2014 war sein schlüssigstes Argument der Hinweis auf das babylonische Sprachgewirr unter den 28 Mitgliedsländern der Union (die das Englische als inoffizielle *lingua franca* nicht ausgleiche). In der Tat ist in Brüssel ein Heer von Übersetzern zugange, das so rasch nicht arbeitslos werden dürfte. Freilich macht ihnen kein Kommissar, kein Berater, kein Abgeordneter die Arbeit so schwer, wie sie Bohrer mit seinem akademisch übersäuerten Angeberdeutsch machen würde, versähe er eine europäische Funktion. »Die Sprache ist das Herz der Völker«, rief er kurz und knapp. Aber wenn wir unser Herz in Bohrers verstelltem Jargon suchen müssten, fänden wir kein Herzblut. Vielmehr erinnerten seine Stacheldraht-Sätze an die Anekdote, die Anatol France zugeschrieben wird. Befragt, was er von Hegel halte, meinte der große Literat, er könne dies noch nicht wissen, denn er habe bisher nur drei Bände gelesen, das Verb aber stünde im Vierten.

Bohrer war, man glaubt es kaum, von 1968 bis 1974 für die Literaturseiten der Frankfurter Allgemeinen Zeitung verantwortlich – immerhin einer der Nachfolger Friedrich Sieburgs, von dem ein begnadetes Schandmaul wie Marcel Reich-Ranicki niemals gesagt hätte, er habe den Literaturteil des Blattes »mit dem Rücken zum Publikum redigiert«. (Sieburg, auch nicht bildungsarm, hielt Verständlichkeit und stilistische Eleganz auch im Deutschen für durchaus vereinbar – und er bewies es in jedem seiner Bücher.)

Mit der Berufung auf einen ordentlichen Lehrstuhl fiel, was die Sprache anging, bei Bohrer jede Hemmung. In dem Aufsatz »Die Grenzen des Ästhetischen« von 1992 schmetterte er den »ästhetischen Populismus« zu Boden und zerstampfte mit groben Schuhen den »hedonistisch-

egalitären Ästhetikbegriff« einer »kleinbürgerlich-mittelständisch geprägten Gesellschaft wie der bundesrepublikanischen, der das enigmatisch-elitäre Moment des eigentlich Ästhetischen immer mehr abhanden gekommen ist«. Alles klar? Und weiter: Dabei bewege sich die »Ästhetisierung der Lebenswelt« (was immer sie sein mag) »in Richtung eines hygienischen Kunstverständnisses, das die irrationalen, provokativen Elemente innerhalb der modernen Fortschrittsgesellschaft von der Kunst gern absorbieren lässt: die Sphäre der Kunst ist der Sphäre der Nichtkunst funktional symmetrisch angepasst«. Noch Fragen?

»Die Grenze (des Ästhetischen) wird am deutlichsten, wirft man einen Blick auf die im Schwinden begriffenen Ansprüche, die Philosophie generell, Geschichtsphilosophie und -utopie im besonderen, traditionellerweise in der Sphäre des Ästhetischen gestellt haben: Es war sozusagen der anspruchsvollste und totalitärste Entgrenzungsversuch überhaupt [...]«. Schlucken wir tapfer den Superlativ des »Totalitären«, von dem nicht sicher ist, ob es ihn gibt. Und nun: tief Atem holen, damit unsere grauen Zellen während zweier Minuten der konzentrierten Lektüre hinreichend genährt sind: »[...] Wenn der utopische Horizont dem Ästhetischen [...] eigentlich von jeher fremd und nur in einer Literaturgesellschaft wichtig [war], deren totalitäre Strukturen kein anderes Medium der Kritik kannten, dann heißt dies nicht, dass Utopie als Regulativ praktischer Politik, als spekulatives Apriori einer zukünftigen Gesellschaftstheorie historisch verbraucht oder denunziert wäre.« Weiteratmen!

Daraus schließen wir mit unserer Fußgängerzonen-Logik – nichts hasst Bohrer mehr als die deutsche Fußgängerzone, es sei denn Kanzler Kohls, Schröders, Merckels antielitären Bürgerverstand –, dass wir uns davor hüten müssten, die Utopie zu vergessen, wie er es im Titel seiner anti-europäischen Polemik in der ZEIT vom 10. Juli 2014 von uns verlangte: nämlich

die europäische. Bohrer fegt sie vom Tisch. Plötzlich ist die Utopie – gestern noch ein produktiver Impuls – in die Literatur entrückte Traumtänzeri: Paul Hazard, Benedetto Croce, Ortega y Gasset, Romain Rolland, Heidegger (bei dem man sich fragt, ob er in diese Gesellschaft gehört – nur weil Jean-Paul Sartre, des Deutschen bedingt mächtig, glaubte, den Schwarzwald-Denker zu verstehen?). Sie alle haben (Heidegger und Sartre ausgenommen) die Vereinigung Europas herbeigeseht, zwischen den Kriegen, von dem leidenschaftlichen Wunsch getrieben, es müsse möglich sein, der zweiten Katastrophe den Weg zu stellen und die Straße des Todes zu sperren, ehe an die zehn Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern verreckten, wenigstens sechs Millionen Menschen unter den Salven deutscher Vernichtungskommandos verbluteten oder in den Gaskammern erstickten, ehe fünf Millionen Kriegsgefangene in den Lagern verhungerten, erfroren, von Seuchen dahingerafft wurden, ehe Hunderttausende sich unter der Folter krümmten, ehe (wenigstens) 15 Millionen ihre Heimat verloren, ehe die Städte des Kontinentes von Bomben und Granaten in Trümmer gelegt wurden. Ehe sich Ungezählte des Mordes schuldig machten, Millionen Andere ihr Gewissen am Altar des Opportunen opfereten.

Von diesem Elend steht in Bohrers Aufsatz kein Wort. Und nur Verachtung für die »provinziellen Figuren«, die »prominenten Europa-Funktionäre« wie den Luxemburger Juncker (den künftigen Kommissionspräsidenten) und den Deutschen Schulz, den Präsidenten des Europäischen Parlaments, beide Söhne »einer sozusagen karolingischen Landschaft, wo man keine Idee davon hatte, was ein *nation state* ist. Deshalb ihre Faszination für die Idee eines vereinigten Europa. Aber das war und ist eine Utopie«. Eine der laut Bohrer »literarischen Konstruktionen zwecks Fantasieanregung«.

Weiter: Die »falsche Einebnung des Unterschieds« zwischen den Nationen »ist

seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch eine Reihe vor allem deutscher Publikationen erleichtert worden, die eine postnationale Situation zu erkennen glaubten [...]. Ihre Autoren waren erkennbar Leute, die keine individuell-anschauliche Kenntnis von den europäischen Nachbarn hatten [...]«. (Was haben diese Formulierungen, falsch wie sie sind, noch mit Sprache zu tun? Sie sind – sprachlos – schlechter Stil. Sonst nichts.)

Bohrer lebte in London und in Paris. Ob die hauptstädtischen Residenzjahre genühten, in ihm ein tieferes Verständnis für die Mentalität unserer Nachbarn zu wecken? Für die Unterschiedlichkeit ihrer Landschaften und der regionalen Eigenheiten? Wie erklärt er es, dass in Frankreich nach zweieinhalb Jahrhunderten fortschreitender Zentralisierung – dank Europa – das Verlangen nach einer Regionalisierung, ja einer Wiederentdeckung der Provinzen stetig wächst? »Die Sprache ist das Herz der Völker«, schreibt er, ganz zu Recht. Aber weiß er, dass fast bis Mitte des 19. Jahrhunderts eine Mehrheit der französischen Bürger im Alltag nicht Französisch sprach, sondern ihre überkommene Regionalsprache? Dass nun fast verzweifelte Versuche unternommen werden, die so lange unterdrückten Minderheitensprachen vor dem Aussterben zu retten: das Bretonische, das Provenzalische, das Elsassische – weil man in Paris schließlich entdeckt hat, dass sie zum kulturellen Reichtum des Landes zählen? Wie das Schottische und das Walisische als Elemente der inneren Föderalisierung für den Zusammenhalt des Vereinigten Königreiches unentbehrlich sind? Oder ist er halt »one of those Germans who try to out-british the British«?

Was weiß er von der Realität der Europäischen Union? Schaute er sich jemals in Brüssel um? Hat er einer der Debatten des Parlamentes der 28 Mitgliedsstaaten gelauscht, die den Vergleich mit den Diskussionen im Bundestag leicht aushalten?

Kennt er die Kompetenzen der drei Machtfaktoren: Parlament, Rat, Kommission – mit seinem europäischen Beamtencorps, dem der einstige Europaskeptiker Edmund Stoiber ein Zeugnis ausstellt, auf das seine Bayern stolz sein könnten, ja, das ihn zu der Einsicht ermutigte, »es brauche mehr und nicht weniger Europa«?

War Bohrer in Luxemburg? Verfolgte er eine Sitzung des Europäischen Gerichtshofes, dem das Bundesverfassungsgericht den Rang als höchste Instanz unseres Gerichtswesens nicht einräumen will? (Daher die Aufhebung der Sperrklausel, ob 3 oder 5 %, die es nun jeder Sekte von Links oder Rechts erlaubt, eine Vertretung ins Parlament zu schicken, das angeblich nur repräsentative Funktionen hat, was schon lange nicht mehr zutrifft.) Weiß er, wie segensreich manche Urteile des Europäischen Gerichtshofes für die Bürger Europas sind: zum Beispiel jene Entscheidung, die verhindert, dass die französischen Untersuchungsrichter Verdächtige für Jahre einerkern dürfen, ohne eine offizielle Anklage zu erheben?

Nein, er scheint von dem Europa nichts zu ahnen, das keine Utopie ist, sondern eine staats- und völkerrechtlich verankerte Realität. Er will zurück zum Nationalstaat – obschon die Katastrophen des 20. Jahr-

Europa ist keine Utopie

hunderts mit erdrückender Gewalt bewiesen haben, dass die Koexistenz der Nationalstaaten den Frieden nicht schützt, dass der deutsche Nationalstaat überdies ein Kunstprodukt der preußischen Machtpolitik Bismarcks war und ist – für das innere Gleichgewicht des Kontinentes unerträglich. Wie soll sein Nationalstaaten-Konstrukt, das zweimal so katastrophal missglückt ist, den Kontinent im Lot halten?

Er möchte die Europäische Union »aus

ökonomischem und militärpolitischem Überlebensinteresse« durch ein Wirtschaftsbündnis und ein Militärbündnis ersetzen. Ihm scheint entgangen zu sein, dass die Union just dieses Wirtschaftsbündnis ist – und dass nahezu sämtliche Mitglieder der Union im Militärbündnis der NATO vereint sind. Er zöge eine militärische Allianz ohne Amerika vor? Dann fiele die Führung, trotz der britischen und französischen Atomstreitkräfte, dem großen Deutschland zu – falls es (zusammen mit England) »bereit und auch fähig ist, machtpolitisch zu handeln«. Bohrer meldet in diesem Zusammenhang den Wunsch an, die Nietzsche-Formel vom »Willen zur Macht« »in praktischer Absicht zu entdämonisieren« (was immer das heißen mag). Er fragt, ob dies »weiterhin eine moralisch-kulturelle Zumutung« bleibe.

Das bleibt es, natürlich. Die Antwort schrieb Nietzsche selbst: »Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geisteskrank; wer sie leugnet ist dumm.« Nichts, aber auch nichts von Bohrers ästhetisch-elitärem Nationaltraum, nichts von seiner Wolken-schieberwelt ist in die Realität übersetzbar. Vordem beklagte er den Mangel an einer »Ästhetik des Staates«, die der geografischen Größe des (deutschen) Landes und der politischen Situation »entspräche. Wie könnte eine solche »Ästhetik« beschaffen sein? Speer senior redivivus? Sie ist für Bohrer im übermächtigen »juste milieu« versumpft, in der Mittelmäßigkeit einer Gesellschaft, in deren Gemeinschaft »Freund und Feind miteinander [...] im ewigen Gesprächsbrei [...] verschleimt« sind. Dort, wo die Demokratie zu Hause ist – denn sie gedeiht nur im »juste milieu«. Das heißt: Mit der Europäischen Union möchte er so nebenbei auch die Demokratie abschaffen. Ein wirrer Alptraum, sonst nichts.



Klaus Harpprecht

ist Mit-Herausgeber dieser Zeitschrift, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei S. Fischer erschien zuletzt: *Arletty und ihr deutscher Offizier*.

2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, nun für sein Lebenswerk.